

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1916.
Von Justus Schoenthal

(Fortsetzung.)

„Ich weiß, Marianne, daß Sie dies Land, die Menschen hier nicht lieben. Ich bin unabhängig genug, Ihren Wünschen Rechnung tragen zu können. Ein Wort von Ihnen, und wir werden den einsam-gemeinsamen Weg in Ihrer Heimat drüben wandern.“

Er brach ab.

„Marianne, ich will keine Antwort von Ihnen haben, noch keine Antwort. Noch blühen die Blumen nicht auf unseren Gräbern. Aber einmal wird ein strahlender Morgen erstehen. Dann werden sich die Wunden in unsern Herzen geschlossen haben. Dann, Marianne, dann will ich vor Sie hintreten dürfen und eine Frage an Sie richten. Bis dahin aber — — —“

Er ward durch das Pochen des alten Dieners unterbrochen.

Der Viscount zog die Stirn in Falten.

„Was gibt es?“

Der Graukopf aber schritt nicht auf ihn, sondern auf Marianne zu und reichte ihr auf silberner Platte die Karte Atterleys.

„Der Herr bittet um Entschuldigung wegen der Störung zu so ungewöhnlicher Stunde. Aber die Angelegenheit, in der er das gnädige Fräulein zu sprechen wünsche, dürfte sein Eindringen rechtfertigen.“

Marianne sah unschlüssig abwechselnd auf die Karte und ihren Schwager.

Der Viscount erhob sich.

„Ich will nicht im Wege stehen, Marianne. Ich hatte ohnedies die Absicht, heute noch ein Stündchen den „Army and Navy“ aufzusuchen. Ich will mich nur noch umkleiden. Auf Wiedersehn! Bestelle Herrn Atterley einen Gruß von mir.“

Marianne ging in die Halle hinaus.

„Ist's etwas Gutes oder Schlimmes, das Sie bringen. Herr Atterley?“

„Baroneß, das vermag ich am wenigsten zu beurteilen. Der mich sandte, glaubte wohl, es sei etwas Gutes.“

„Sie kommen in fremdem Auftrag?“

„Von Captain Longford, gnädiges Fräulein. Er bittet Sie durch mich, diesen Brief entgegenzunehmen zu wollen.“

Ihr Herz klopfte zum Berspringen. Was war das heute für ein wunderlicher Tag? Rahm denn dieser Sturm der Ereignisse kein Ende?

„Und warum schießt der Hauptmann Sie, Herr Atterley? Ist ihm der Eintritt in dies Haus verwehrt?“

„Das alles lehrt Sie dieser Brief, dessen Inhalt mir übrigens nicht genau bekannt ist. Ich darf aber die Baroneß bitten, ihn mit möglichster Ruhe zu lesen?“

Mit zitternden Händen erbrach Marianne den Umschlag. Fast fiebernd las sie die Zeilen. Dann bedeckte sie das Gesicht mit den Händen, und Atterley wollte es fast bedürken, als werde ihr Körper von heftigem Schluchzen erschüttert.

„Verzeihen Sie, Herr Atterley . . . ich muß . . . ich . . . Gedulden Sie sich ein paar Minuten! Ich werde sofort wieder bei Ihnen sein.“

Und sie stürzte davon, auf ihr Zimmer, um noch einmal und noch einmal diesen Brief zu lesen.

Währenddessen ging der Hilfskaminor ungebüßig vor dem Kamin auf und ab.

Er zog die Uhr. Zu dumm! Hätte er nur einen kleinen Imbiß erst zu sich genommen! Sein Magen schmerzte vor Hunger.

Endlich ließen sich Schritte auf der Treppe hören. Aber es war nicht Marianne, es war der Viscount, der sich gerade zum Ausgehen anschickte.

Er lästete höflich den Seidenhut.

„Ah, Mister Atterley?“

„Mylord verzeihen, daß ich so spät — — —“

„Aber bitte, bitte. — Wollen Sie mitkommen? Ich fahre in den „Army and Navy.“

„Vielen Dank für Ihre gütige Einladung, Mylord. Aber das gnädige Fräulein hat mir aufgetragen, hier zu warten.“

„Nun, vielleicht kommen Sie nach. Einstweilen guten Abend.“

„Guten Abend, Viscount.“

Und wieder wanderte Atterley vom Kamin zum Teppich, vom Teppich zum Kamin. Mit knurrendem Magen und Unmut im Herzen.

Endlich kam Marianne zurück.

„Es ist gut!“ können Sie Herrn Longford sagen . . . Uebrigens, gestatten Sie die Frage: Sind Sie in alles eingeweiht? Wollen wir nicht hier eintreten?“

Sie öffnete die Tür zum Herrenzimmer.

„Also bitte, hier können Sie ganz frei reden.“

„Ob ich in alles eingeweiht bin, weiß ich nicht, gnädigste Baroneß. Doch kenne ich Herrn Longfords wahren Namen; ich kenne seine Fluchtpläne, und ich weiß, daß das gnädige Fräulein, wenn das Stichwort „es ist gut“ fällt, ebenfalls den Boden Großbritanniens verlassen und sich Herrn Longfords Führung anvertrauen will. Mehr weiß ich nicht. Die ganze Angelegenheit würde ich keinem anderen als gerade Longford glauben. Von seinem Wesen geht ein so sieghafter Zug aus, daß ich mich ruhig ihm anvertrauen würde, und sollte die Reise nach dem Mond gehen.“

Ein glückliches Leuchten stahl sich in Mariannes Augen.

„Ja, sieghaft, das ist das rechte Wort!“ flüsterte sie vor sich hin.

„Was mich persönlich betrifft,“ fuhr Atterley fort, „so wird es mir ein Vergnügen sein, dem gnädigen Fräulein dienen zu können. Ich habe Herrn Longford versprochen, Sie nach Margate zu geleiten, und zwar an dem Tage oder besser

in der Nacht, in der Sie mich rufen. Wir müssen also nach dieser Richtung wohl eine Verabredung treffen, falls es der Baroness nicht unangenehm ist, sich meiner Hilfe zu bedienen."

"Wenn Herr Longford zu Ihnen Vertrauen hegt, sollen Sie mir als Helfer willkommen sein. Zunächst werden wir also die Besorgungen machen müssen. Das tun am zweckmäßigsten Sie."

"Gnädiges Fräulein können ganz über mich verfügen. Aber wird es nicht vernünftiger sein, gnädiges Fräulein versuchen selbst, die Kleidungsstücke und sonstigen Gegenstände zu beschaffen. Ich möchte nicht die Verantwortung tragen, wenn die von mir angeschafften Stücke nicht passen."

"Ich bin zu aufgeregt und muß überdies noch einen langen, erklärenden Brief an meinen Schwager schreiben. Sie als Mann und Unbeteiligter sind viel klüger und ruhiger als ich . . . Verlangen Sie nur Größe 44. Es wird passen! Hier ist meine Börse. Bitte nicht zu sparen. Ich werde in absehbarer Zeit, wenn alles glückt, kein englisches Geld mehr brauchen."

Atterley verbeugte sich.

"Ich werde längstens in einer Stunde zurück sein."

"Dann können wir alles in Ruhe besprechen. Ich bin ja froh, daß ich Sie habe. Sie ahnen nicht, was heute alles auf mich eingeströmt ist . . . Mein Kopf ist wie ein Hammerwerk."

"Seien Sie kaltblütig und verraten Sie nichts, gnädiges Fräulein! Bedenken Sie, es könnte sein Tod sein! Ich muß eilen. Die Täden werden sonst vorzeitig geschlossen."

Als Atterley mit seinen vielerlei Paketen vor dem Palast vorfuhr, schlug gerade eine nahe Turmuhr acht.

Der alte Graukopf verbergte mit Mühe sein Erstaunen, den späten Gast abermals zu sehen.

In der großen Diele saß Marianne am Kamin und schrieb. Sie sprang auf, als Atterley kam.

"Sie sind pünktlich! Haben Sie alles?"

"Alles, gnädiges Fräulein. Darf ich mich jetzt empfehlen?"

Ihm war zum Sterben übel.

"Um Gottes willen, Sie müssen bei mir bleiben, Ich . . . ich bin so aufgeregt. Ich begehe sicher irgend eine Dummheit."

"Aber gnädiges Fräulein sind doch sonst die Ruhe und Ueberlegenheit selber!"

Er konnte sich kaum aufrecht halten vor Mattigkeit.

"Nein! Nein! Ich bin ganz aufgelöst. Ich bin nicht mehr ich selbst. Ich bin . . . ich weiß selbst nicht, ich bin umgewandelt. Sie müssen bei mir bleiben und mich beruhigen, bester Mister Atterley!"

Mit einer Härte und Entschlossenheit, die ihm niemand zugetraut hätte, lehnte er ab:

"Das ist ganz unmöglich!"

"Ach, Sie haben eine Verabredung? Die müssen Sie abfragen . . . unbedingt!"

"Ich habe keine Verabredung, sondern bloß — Hunger. Ich bin gewohnt, um sechs Uhr mein Dinner einzunehmen, und jetzt ist's reichlich zwei Stunden später. Ich werde irgendwo speisen und dann zurückkommen."

Marianne mußte lächeln.

"Aber warum haben Sie das nicht gleich eingestanden? Sie sollen sofort im Speisezimmer noch etwas aufgetischt bekommen."

Sie erteilte die nötigen Anordnungen. Dann ließ sie die Pakete auf ihr Zimmer schaffen.

"Ich werde alles anproben, während Sie schnell essen."

Atterley stärkte sich. Er kam sich vor wie der Löwe im Tiergarten am Abend des allwöchigen Fasttages.

Wieder stürzte Marianne ins Zimmer.

"Paßt alles großartig!" warf sie nervös hin. "Aber Sie wollen ein Mann sein und können nicht einmal zwei Stunden Hunger leiden? Was müssen die armen Soldaten an der Front ertragen, die oft ganze Tage nichts zu beißen haben?"

Atterley aß mit Ausdauer.

"Ja, und dabei wissen Sie gar nicht, daß ich drauf und dran war, mich anwerben zu lassen. Ich hätte heute längst eine schmutze Khatununiform, wenn nicht der Hauptmann und Ihr Herr Schwager mein Schifflein in den nahelassen Hafen der Zensurbehörde bugsiert hätten."

Marianne unterbrach.

"Hören Sie hoch! Was war das? — Jetzt wieder!"

Kanonenchüsse bröhnten durch die Nacht.

Atterley ließ sich nicht im Essen stören.

"Wird eine Artillerienachtübung sein, alles Dinge, die wir den gegenwärtigen unregelmäßigen Zuständen verdanken. Es gibt bald keinen friedlichen Ort mehr auf der Erde. Wenn das so weiter geht, wandere ich auf einen anderen Planeten aus."

"Lassen Sie doch die unangebrachten Scherze! Hören Sie? Das ist . . ."

Sie klingelte dem Diener.

"Was bedeutet das Schießen?"

Und der Erziehung der Dienerhochschule eingedenk, erwiderte der Graukopf so ruhig, als ob es sich um eine ganz fernliegende Angelegenheit im indischen Archipel handelte:

"Ein Zeppelinangriff über der City!"

Das Wort Zeppelin wirkte auf Marianne wie ein elektrischer Strom.

Sie fiel Atterley in den Arm und herrschte ihn an:

"Zeppelin! Zeppelin! Das ist das Zeichen, das er mir verheißten hat!"

Atterley ließ die Gabel sinken und sagte mit tragikomischer Geistes:

"Es scheint in den Sternen geschrieben, daß ich heute fasten soll!"

Marianne war fassungslos. Sie murmelte zusammenhanglose Worte und drang schließlich voll Zorn auf Atterley ein:

"Sie sitzen hier und essen. Wir müssen fort! Wir müssen fort! Das war das Zeichen. Noch in dieser Nacht . . . Ich werde sofort packen."

Sie rannte aus dem Zimmer. — — —

Atterley erschrak plötzlich. Die Baroness hatte recht. Er hatte mir an seines Leibes Notdurft geodacht. Aus seinem Herzen stieg eine heiße Welle Blutes nach oben. Die Halsschlagader drohte zu platzen . . . Er hatte vergessen, Longford Bescheid zu geben.

"Kann ich einmal Ihren Fernsprecher mißbrauchen?" wandte er sich an den Diener.

"Aber, bitte sehr."

Er eilte in die Zelle.

"Es ist gut!" hatte sie gesagt.

Bei Gott, die Freude hätte er ihm früher machen sollen.

Aber was war denn das? Das Amt meldete sich ja nicht.

Er versuchte von neuem den Anruf und erzielte den gleichen Mißerfolg.

Da dämmerte ihm eine Erkenntnis auf. Wegen des Zustandsgriffs hatte man den Fernsprecherverkehr eingestellt und — ja, was nun?

In dieser seiner Bergeglücktheit konnte das ganze Unternehmen scheitern. Unter Umständen hatte er den Tod des jungen Offiziers auf dem Gewissen. Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn . . . Nur das nicht! Nur das nicht!

Longford war ja ein vernünftiger Mensch. Er würde wohl selbst auf den naheliegenden Gedanken verfallen, daß der Fernsprecherverkehr eingestellt sei.

— — — Nein, er wollte der aufgeregten Baroness nichts verraten . . . Beschah ein Unheil, so erfuhr sie es noch früh genug.

Da kam sie ja auch schon die Treppe herunter. Sie hatte die neugekauften Kleider angezogen.

"Ich reise so. Das scheint mir das Einfachste zu sein, nicht wahr? Haben Sie schon einen Wagen besorgt? — Nein? — Ja, worauf warten Sie denn noch? Wir werden am Ende gar den Zug veräumen."

Atterley enteilte.

Sie wandte sich an den Diener und händigte ihm eine Fünf-Pfund-Note ein.

"Sagen Sie dem Herrn Viscount, ich hätte dringend verreisen müssen. Ein Brief liegt auf dem Schreibtisch im Herrenzimmer. Diese Kleinigkeit ist für Sie."

Der Diener verbeugte sich. Er machte sich durchaus keine Gedanken. Das frommte, seiner Lebensanschauung gemäß, einem wohlgezogenen Diener nicht.

"Sehr wohl, Baroness!"

Ein Auto fuhr ratternd vor.

Der Viscount trat in die Halle.

Marianne schrak zusammen. Darauf war sie nicht gefaßt.

Aber auch ihr Schwager wollte anfangs seinen Augen nicht trauen.

„Was geht hier vor?“ forschte er tonlos.

Er folgte Marianne ins Herrenzimmer.

„Wie kommen Sie zu diesem Fliegeranzug? Es sieht ja fast aus, wie eine überstürzte Flucht.“

„Sie hätten diesen Brief auf dem Schreibtisch gefunden.“

„Nun muß ich's Ihnen mündlich auseinandersetzen.“

Mit schneidender Kälte erwiderte der Oberst:

„Da hat mich wohl der deutsche Luftschiffangriff gerade noch zur rechten Zeit nach Hause geführt? Wissen Sie denn, daß die City brennt, Marianne, und daß ich beinahe ums Leben gekommen wäre?“

Der Diener meldete Mißer Alterley.

„Ich bitte den Herrn, zu warten. Sagen Sie ihm, ich hätte eine unaufschiebbare Besprechung mit dem Herrn Biscount!“

Der Diener verschwand wieder.

„Wollen Sie mir jetzt nicht endlich Ruffschluß erteilen, Marianne, was das alles hier zu bedeuten hat?“

„Nicht mehr und nicht weniger, als daß sich Captain Bongford erboten hat, mich im Flugzeug nach Deutschland zu bringen.“

„Hörverbrannt!“, knurrte der Biscount.

„Bongford ist nämlich selbst — —“ Sie biß sich auf die Lippen. Jähes Entsetzen lähmte ihr die Sprache.

„Wie? Wenn der Biscount nun den Brief öffnete? Wenn er den ganzen Fluchtplan erfuhr und — durchkreuzte? Dann . . . dann hätte sie Verrat begangen . . .“

Sie sagte sich:

„Schwager, Sie werden mir auf Ihr Offiziersehrenwort versichern, daß Sie nicht handelnd in diese Angelegenheit eingreift, ja gleichgültig, was Sie auch er ahren werden!“

„Marianne, ich ahne etwas Furchterliches. Bongford ist überhaupt kein britischer Offizier. Er ist ein — Deutscher! — Sie verstummen, Marianne? Sie erbleichen? . . . Das sagt mir genug! Das sagt mir genug!“

Er schritt erregt auf und nieder.

„Und dieser Mensch hat mich betrogen! Diesen Menschen nannte ich das Muster eines britischen Offiziers aus allem Schrot und Korn!“

Marianne wagte einen schüchternen Einwand.

„Das hat sicher niemand schwerer bedauert als er . . . Aber sagen Sie selbst, durfte er sich überhaupt Ihnen anvertrauen, wenn er seinem Vaterlande dienen wollte?“

Aber ihr Schwager schnitt ihr das Wort ab.

„Sparen Sie sich Ihre Einwände, Marianne! Auch ich weiß meinem Vaterlande zu dienen. Ich kenne meine Pflichten. Ich werde auf der Stelle seine Verhaftung zu betreiben suchen.“

Mit einem raschen Griff erhaschte Marianne den Brief, der auf dem Schreibtisch lag.

„Sie werden seiner nicht mehr habhaft werden, Schwager. Und den Fluchtplan hätten Sie nur aus diesem Briefe kennen lernen können.“

Der Oberst sank enttäuscht in den Schreibtischstuhl zurück.

„Einen deutschen Offizier habe ich das Muster und Vorbild des britischen Offiziers genannt, einen deutschen Offizier!“

Marianne legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm.

„Er läßt Ihnen durch mich noch sein Bedauern aussprechen, daß er Ihnen nicht zum Abschied die Hand drücken darf . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Das Glück des armen Goma.

Von Georg Fröschel.

Daß gerade der Beamte des russischen Finanzministeriums Goma Badeikoff als eins der ersten Opfer der russischen Revolution starb, war ein bitterer Witz des Schicksals, aber das Schicksal hat einen grausamen Humor. Goma Badeikoff, Sohn des Postdieners Alexey Badeikoff, der seinerseits wieder von einer langen Reihe von kleinen Schreibern im Staatshaushalt des großen Russlands abstammte, war ein Beamter, der sich äußerlich nur wenig von seinen Amtsgenossen unterschied. Er trug dieselben gepöpelten Wollhalschärpe und denselben abgeschabten, vom Großvater ererbten Pelz, wie all die zahllosen Beamten der untersten Rangklasse, die jahraus, jahrein in trüblichen Schreibstuben saßen, irgendwelche Formularien ausfüllen oder verstaubte Akten kopieren. Auch sein übriges Leben unterschied sich in nichts von dem seiner Kollegen. Er kam ins Amt, sah einige Stunden vor seinem tattenbelagerten Schreibtisch und ging wieder aus dem Amt, er nahm sein Mittagmahl in einem armseligen Gasthof,

in dem es stets den gleichen geschmacklosen Braten und die gleiche dünne Suppe gab, lebte in einem möblierten Zimmer, das selten oder niemals aufgeräumt wurde, und wäre nach einer langen Reihe von Dienstjahren in diesem unwohnlichen Wohnzimmer verstorben, wie alle kleinen Schreiber sterben, enträufelt, müde und verärgert, wenn er nicht seine Tante Julija Saejstensa beerbt hätte.

Eines Tages erhielt er ein Schreiben von irgendeiner Gerichtsbehörde, in dem ihm mitgeteilt wurde, daß irgendwo im Gouvernement Kasan seine Tante Julija gestorben sei und ihr zum alleinigen Erben eingesetzt habe, weiter wurde er aufgefordert, das ihm zugefallene Erbe am Sonntage in der Justizministerium zu begeben. Goma geriet in große Erregung. Er hatte seine Tante nicht gekannt, kaum von ihrer Existenz gewußt und jetzt war er ihr Erbe. Noch mußte er nicht, wie hoch das Erbe war, das ihm zufiel, und doch war er schon ganz aus dem Maße seines ruhigen Lebens gerissen. Ungeheure Träume umnebelten sein Gehirn.

Er war nicht enttäuscht, als ihm einige Tage später das Erbeil ausgezahlt wurde. Es waren fünfundsiebzehn Rubel und einige Kopfen. Das Wesentliche blieb: die Fünfundvierzig waren so unerwartet, wie eine Million es gewesen wäre, waren vom Himmel gefallen, nicht einfallend in das regelmäßige Einkommen, sie schlossen alle Mängelheiten auf. Ganz schüchtern tauchte zwar in Goma der Gedanke an einen neuen Pelzüberzug auf, aber: man könnte das Zimmer frisch tapezieren lassen, oder: ein Dutzend Hemden mit Faltenbrust! Doch schnell wies er diese Gedanken von sich, als er vom Justizministerium den Newshyprospekt hinaus schritt. Breit lag die schöne Straße vor ihm im weißen Licht des Winter-tages. Schlitten glitten vorüber mit Schellenklang und ladglänzende Automobile mit hochmütigen Suppentouren, Herren in herrlichen Pelzen gingen vorüber und Damen, schönbeschuht, parfumschmeißend. Wohin gingen sie wohl? Sie alle gingen und hielten nur, weil es ihnen Vergnügen machte, im Sonnenschein zu spazieren, sie wußten nichts von häßlichen Bureaus und vergilbten Aktenstapeln, gewissen bloß das Licht und das Leben. Schon stand Gomas Entscheidung fest. Es mußte einen Tag in seinem Leben geben, wo auch er einer von den Freien und Stolzen war, wo auch er nur ausging, um Licht und Leben zu genießen. Einmal, ein einziges Mal wollte auch er Schlitten fahren im Sonnenschein und dann durch eine blinkende Drehtür in eines jener herrlichen Restaurants eintreten, dort als Herr sitzen, Wäldchen Dinge essen und die Schär der serviertenwandelnden Kellner verachten. Nächste Woche würde dieser Tag sein, die Fünfundvierzig sollten ihm diesen Tag des Genusses bringen.

Bangsam ging die Woche dahin. Im Finanzministerium saßen dieselben Beamten vor denselben Schreibtischen und kopierten dieselben Akten, dort stand die Zeit still. Aber in Petersburg brandeten bereits die ersten Wogen der großen Sturmflut, gewaltige Dämme bereiteten sich vor. Goma merkte davon noch weniger als seine Amtsgenossen, er lebte nur mehr dem Tag entgegen, den er sich selbst als einen Tag des Glücks zum Geschenk machen wollte. Wie ein Kind freute er sich auf dieses Geschenk.

Der Tag kam mit hellem Sonnenschein, so schön, wie nur ein Tag in Petersburg sein kann, wenn der Frühling dem Winter noch ganz nahe ist. Goma trat in seinem Festtagsanzug mit sorgfältig gepulvertem Pelz aus dem Haustor. Es war ihm, als trete er in die Kirche, andächtig schlug sein Herz unter den fünfundsiebzehn in der Brusttasche. Es waren nur ganz wenige Menschen auf der Straße, aber Goma merkte es nicht. Er verließ seinen arbeitsamen Bezirk und schied dem vornehmen Stadteil zu. Zum erstenmal ging Goma hier als freier Mann, ging, weil es ihm gerade Vergnügen machte zu gehen, nicht weil ihm ein Vorgesetzter irgendwohin schickte. Da war auch schon der Newshyprospekt. Es war ihm, als gehöre die ungeheure Brachstraße ihm allein, mit zurückgeworfenem Haupt schritt er zwischen den Palästen einher, verachtungsvoll um sich blickend. Seine Trupps abgesetzener Kosaken standen an den Straßeneingängen, Goma beachtete sie nicht. Als ein Mietskitten vorbeifuhr, wirkte er. „Auf und ab“, war sein herrlicher Befehl. Er warf sich in die Kissen, zog die Besäcke über die Knie und war, während er dahinglitt, von einem Gefühl wahnwitzigen Stolzes erfüllt. Er fuhr spazieren, er, Goma Badeikoff, der kleine Schreiber aus dem Finanzministerium, fuhr spazieren! Vor einem Restaurant mit großen Spiegelscheiben und blinkender Drehtür berührte er die Schulter des Kutjers. Die Pferde hielten, Goma gab dem Kutjers einen Bekehrungsschein und trat durch die Tür.

Ein kleiner Neger verneigte sich. Goma stand in einem großen Saal mit weichen, tiefem Teppich, weiße Tische voll Silber und Porzellan blinkten, ein goldschimmernder Kronleuchter hing von der Decke. Gomas Herz schwellte vor Bewunderung. Ahnungen sind selten. Mit kurzen Schritten trat er an den Mittelisch und setzte sich. Drei Kellner traten heran. Goma befahl ganz kurz: „Hien!“ Auf seinem goldumrandeten Teller duftete ihm die köstliche Suppe entgegen. Er schürfte einen Böffel und es war ihm, als ströme neues Leben in seinen Adern. „Wein!“ befahl er. Der Kellnermeister mit blinkender Kette um die Schulter schenkte den würdevollen Trank in das geschliffene Glas. Goma trank. Wie rotes Blut schimmerte der Wein, füllte seinen Mund mit süß bewuschendem Duft und ließ betäubend und betäubend durch seine Kehle. Mit sein Genieß, all seine Schmerzen fielen von ihm ab, er vergaß seine Armut und seine Würdigkeit, er vergaß sein wirkliches Leben. In diesem Augenblick war er wirklich der große, reiche Mann, der in

vollen Bögen sein Leben genießen durfte, er war stolz und glücklich und es war ihm, als öffne sich ihm ein Thor zu einer ungeahnten, blendenden Seligkeit.

Da erkante Geschrei und Geklirr zer Schlagener Scheiben vom Eingang. Männer mit wilden Augen und drohenden Händen drangen in den Saal. Die Gäste und Kellner flohen. Der Rufstand in Petersburg hatte gejagt und eine Gruppe von Gewalttätern benützte die Gelegenheit zu Raub und Plünderung.

Foma sah und hörte nichts. Er sah und trank seinen Wein. Um seinen Tisch saute sich die Motte, verblüfft durch die Ruhe des Tafelnden.

Wer schon sprang der Ruf aus der Menge:

„Er lacht uns aus, der Fresser!“

Eine geballte Faust fuhr Foma unter die Nase. Der sah erscham auf, unwillig über die Söhrung seiner Träume.

„Was wollt ihr? Laßt mich essen!“ jagte er kurz.

Wildes Geschrei erhob sich. Die Menge fühlte sich verhöhnt, glaubte einen von den Reichen und Mächtigen vor sich zu haben, denen ihr Daß galt.

„Gängi den Schurken, der glaubt, uns befehlen zu können!“

Die Motte, führerlos, bloß von dunklen Instinkten geleitet, machte die Aufforderung zur Tat. Foma wehrte sich nicht, sah nur verständnislos auf die Männer, die ihn umdrängten und emporrissen.

Sie knüpfen ihn an den goldschimmernden Kronleuchter.

Dort hing der kleine Schreiber aus dem Finanzministerium, der für die Sache der Reichen, zu denen er einen halben Tag lang gehört hatte, sein Leben gelassen hatte, bis zum Abend mit einem schiefen, erschauerten Lächeln um die Lippen, und es war, als träumte er noch immer von einem ungeahnten Glück. Dann schnitt ihn ein mittelbiger Droschkenfischer ab und bettete die Leiche auf den weichen, tiefen Teppich, der den Boden des verwüsteten Restaurants bedeckte.

Ungeziefer am Gemüse.

Bei der anhaltenden Trockenheit richtet zur Zeit der Erdflöhe in den Beeten mit Gemüse-Setzlingen, wie auch in den Feldern an den bereits verpflanzten Gemüselochern großen Schaden an. Dieser Schädling, ein kleiner Käfer von bläulichgrüner Farbe, ist durch seine hart entwickelten Hinterbeine mit den kräftigen Erdengängen zu weiten Sprüngen befähigt. Die Käfer und ihre Larven zerstören und durchlöchern besonders gern die Sämlinge der Kohl- und Spargelarten, den der Kohlerdflöhe oder Gartenkäfer anrichtet, ist am größten bei sonnigem Wetter und auf trockenen, freiliegenden Beeten und Wäldern. Die Erfahrung hat gelehrt, daß es am besten ist, Kohlamerken auf feuchtliegendes, etwas beschattetes Land zu säen. Risse können die Erdflöhe nicht leiden, deshalb gieße man häufig. Die Gärtnere, die das fleißig schon aus dem Grunde tun, damit die Pflanzen rasch wachsen und bald verkauft werden können, haben nicht über den Erdflöhe zu klagen. Die meisten der empfohlenen Schutzmittel vertragen in einem trockenen Jahr. Immerhin kann man dem Viehwasser einen Tabak- oder Weizenkautschuk zusetzen, auch ein Weizen mit Kalshaus und Holzasche wird empfohlen. Zum Wegfangen der Käfer bestreicht man die Unterseiten eines Brettes mit Teer oder einem anderen Klebstoff, und zwei Kinder tragen dann das Brett dicht über den Pflanzen hin, so daß die beweglichen Käfer emporschnellen und im Teer festkleben. Derselbe Wirkung erzielt man auch, wenn man einen Pack Nadelspane oder Holzwohle an einen Stab bindet, ihn in erwärmten Teer taucht und dann damit bei warmem Sonnenschein über die Pflanzen hin und her fährt. Bei Regenwetter beschwenden die Erdflöhe sofort.

Eine weitere Plage ist in diesem Jahre die Blattläuse, die sich besonders in großer Menge an den Kirschbäumen, den Johannisbeersträuchern und den biden Bohnen zeigt. Die und da sind auch die Blätter der Gartenbohnen damit befest, was sonst eine Seltenheit war. Die Blattläuse besallen Baum und Strauch, sie neigen im Obst- und Gemüsegarten, am Getreide und an den Hülsenfrüchten ist so überhand, daß Gärtnere und Landwirt raslos dastehen. Ihre zuckerhaltigen Ausscheidungen bilden den Honigtau, der schädlich auf die Blätter einwirkt, weil der glänzende Ueberzug die Atemöffnungen der Blätter verschließt. Wenn man beobachtet, daß eine einzige Blattläuse im Laufe des Sommers über eine Million Kinder und Kindeskinde in die Welt setzt, dann wird man die allgemeine Verurteilung erklärlich finden, die dann eintritt, wenn nicht beim ersten Auftreten im Frühjahr dagegen angeknüpft wird. An jungen Buche- und Spalierbäumen hat man im Winter Zeit, die Eier von den Zweigen abzuwaschen, abzutragen und zu vernichten. Auch die Meisen pühen sie in großer Menge von den Zweigen. Die Blattläuse selbst werden von Goldhähnchen, Meisen, Laubhögeln usw. aufs eifrigste verfolgt. Im kleinen, z. B. aus Rosenstämmchen, Stachelbeersträuchern usw. bekämpft man sie am einfachsten durch Wohlweifen und Erdrücken mit den Fingern. Zur Vertilgung im großen werden Seifenwasser, Tabakextraktbrühe, schwefelhaftes Ammonium in einprozentiger Lösung, auch nach Vorschrift verdünntes Karbolium empfohlen. Gute Düngeung der Pflanzen, die stets ein rasches Wachstum hervorruft, vermindert auch den Schaden des Ungeziefers, das stets nur an die zarten Triebe geht.

Büchertisch.

— „Sebastian Carbonell“ (Verlag August Schertl G. m. b. H., Berlin, Preis 1 Mk., Teuerungszuschlag 25 Pf.). Die Schilderungen des jungen deutschen Seemanns, der übrigens später die ruhmreiche zweite Fahrt der „Möwe“ mitmachen durfte, geben ein anziehendes Bild von all den Schifanen und Brutalisierung, mit denen England die neutrale Schifahrt so überreichlich bedrückt, und sind somit ein neues Dokument zur Charakterisierung unseres gefährlichsten Feindes.

— A. D. Weber, Indiscretionen III, Erlebtes und Erlauschtes. Verlag: Wiedemannsche Druckerei A. G. Verlag, Saalfeld, Thüringen. Preis 3 Mark. Der bekannte Satiriker plaudert in seinem dritten Band der mit so vielem Beifall aufgenommenen Indiscretionen-Bände wieder so herzerfrischend, daß der Leser kaum aus dem Lachen herauskommt.

— Licht und Leben im Tierreich. Von Prof. Dr. W. Stempel. 122 Seiten und 35 Textfiguren. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 147.) Gebunden 1,50 Mk. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. (Begründet von Dr. Josef Ettlinger. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn.) Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das zweite Jahrest ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Michael Carol; Stoff und Form; S. W. Reim; Motiv und künstlerische Form; Heinz Stolz; Hermann Harry Schmidt; Paul Wiegler; Der deutsche Johann Christoph; Fedor v. Jobeltz; Aus dem großen Kriege; Max Ostro; Deutsche Dichter im Roman; Echo der Bühnen; Echo der Zeitungen; Echo der Zeitschriften; — Echo des Auslandes; — Kurze Anzeigen.

— Die Schönheit. Moderne illustrierte Monatschrift mit Beiblatt „Licht, Luft, Leben“, 14. Jahrg. Heft 12 Nr. 1. — (Verlag der Schönheit, Dresden A. 24.) Wiederum ein Bestimmung zu allem Schönen auf dem Erdenrund! Wir lernen in Wort und Bild das Edelste aus dem graphischen Schaffen und Wirken von Hubert Wilm, zarte symbolische Schöpfungen von Heinrich Vogeler kennen. Mit Hanns Altermann, dem feinsinnig plaudernden, machen wir eine traumhafte Reise durch die Märchenähnlichkeit des deutschen Landes, und die „Stunde der Begeisterung“, wie sie der Schiller-Alexander von Gleichen-Ruhwurm schildert, giebt uns selbst Feuer ins Blut. Gute Novellen und Gedichte vervollständigen das schmucke Heft.

Siegener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Spargelsalat. Spargel wird in Salzwasser weich gekocht. Unterdessen bringt man 1/2 Liter Wasser mit 2 Teelöffel Kartoffelmehl zum Kochen, wobei man fortwährend rühren muß, gibt Salz, Pfeffer, 2 Teelöffel guten Essig dazu und läßt die Soße abkühlen. Dann fägt man 1 Ei oder Ei-Ersatz, einen knappen Teelöffel Senf und ganz wenig geriebene Zwiebel hinzu und gibt den kurz gekümmerten Spargel hinein. Man trägt den Salat erst auf, wenn er vollständig erkaltet ist.

Spargelsoße. Im Wasserbad verquirlt man: 1 Wasserglas voll Apfelwein, 1 Glas Spargelbrühe, wenig Salz, ein Eigelb, etwas gelösten Ei-Ersatz, eine kleinigte geriebene Zwiebel, 1 Teelöffel Kartoffelmehl, 1 Löffel Tomatenmark, bis es dick ist und mischt den Saft von 1 Zitronen darunter. Muß sofort gegessen werden.

Spargelgericht. 5 ganze Eier werden mit 1/4 Liter Milch im Wasserbad gequirlt, 60 Gramm Butter, etwas Salz dazugegeben und wenn es dicklich ist, über die Spargelstücke gegeben und einige Augenblicke im Dohr aufziehen gelassen.

Kriegssterz zu Gemüse. 1/2 Pfund Kriegsmehl wird in eiserner Pfanne auf höchst zu hartem Feuer hellgelb geröstet. Dann fägt man unter fortwährendem Rühren kochendes gesalzenes Wasser löfelmweise hinzu, daß ein dicker Teig entsteht, von dem man Möße abschneidet, die man mit etwas zerlassener Butter übergossen zu Obst reichen oder mit ausgebratenen Speckwürfeln angeröstet zu Gemüse geben kann.

Käsejucken als Beilage zu Gemüse. Fester, ausgebreiteter Schmierkäse wird in Scheiben geschnitten, in gut gesalzener Ei, dann in Brotdösel gewälzt, wenn möglich zweimal und braun gebacken.

Silbenversteckrätsel.

Armenien, Beitrag, Wander, Tageszeitung, Schelm, Affen, Käbel, Berg, Revier, Lessing, Staatskleider.

Es ist ein Sinnspruch zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach versteckt sind in vorstehenden Wörtern, ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Gleichung in voriger Nummer:

Brigadegeneral

(a Daß, b Ab, c Riga, d Degen, e er, f Alma).